

Herbert Effinger  
Stefan Borrmann  
Silke Birgitta Gahleitner  
Michaela Köttig  
Björn Kraus  
Sabine Stövesand (Hrsg.)

# Diversität und Soziale Ungleichheit

Analytische Zugänge und professionelles  
Handeln in der Sozialen Arbeit

Theorie, Forschung und  
Praxis der Sozialen Arbeit, Band 6

Verlag Barbara Budrich



# Diversität und Soziale Ungleichheit

Buchreihe

Theorie, Forschung und Praxis  
der Sozialen Arbeit

herausgegeben von

Prof. Dr. Stefan Borrmann

Prof. Dr. Herbert Effinger

Prof. Dr. Silke Birgitta Gahleitner

Prof. Dr. Michaela Köttig

Prof. Dr. Björn Kraus

Pror. Dr. Sabine Stövesand

für die

Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit  
(DGSA)

*Band 6*

Herbert Effinger • Stefan Borrmann • Silke  
Birgitta Gahleitner • Michaela Köttig • Björn  
Kraus • Sabine Stövesand (Hrsg.)

# Diversität und Soziale Ungleichheit

Analytische Zugänge und professionelles  
Handeln in der Sozialen Arbeit

Verlag Barbara Budrich  
Opladen, Berlin & Toronto, 2012

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2012 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto  
[www.budrich-verlag.de](http://www.budrich-verlag.de)

ISBN: 978-3-8474-0006-6

**eISBN: 978-3-86649-555-5**

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – [www.disenjo.de](http://www.disenjo.de)  
Satz: Susanne Albrecht-Rosenkranz, Leverkusen

# Vorwort

## zur Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit

Professionelle, die sich in Wissenschaft und Praxis mit der Wahrnehmung, Analyse, Erklärung, Vermeidung und Minderung sozialer Probleme befassen, benötigen in der Ausbildung und für die Arbeit mit ihren AdressatInnen tragfähige Definitionen, empirisches Wissen sowie hilfreiche Analysen und Erklärungsangebote. Aber auch in Auseinandersetzung mit der politischen und fachlichen Öffentlichkeit bedarf es schlüssiger Argumente, die allzu einfachen Erklärungsmustern begegnen und helfen, diese Phänomene in ihrem sozialen Kontext zu verstehen und Anderen verständlich zu machen. PraktikerInnen und WissenschaftlerInnen benötigen daher Material und Ideen, die ihre professionelle Kompetenz bei der Erklärung und Bearbeitung sozialer Probleme und ihre Kreativität für die Bewältigung dieser oft schwierigen und komplexen Aufgaben unterstützen.

Die Gesellschaft und die professionelle Praxis sind reich an Erfahrungen im Umgang mit sozialen Problemen. In vielen Bereichen sind wir jedoch immer noch arm an empirisch und theoretisch fundierten Analysen und Erklärungen. In manchen Bereichen bleiben Erfahrungen sowie gelungene und misslungene Lösungs- und Interpretationsbemühungen undokumentiert, unausgewertet, unverstanden und vor allem unveröffentlicht. Die Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA) bemüht sich seit über 20 Jahren darum, diese Erfahrungen für den professionellen und disziplinären Diskurs aufzubereiten.

Als Förderer der Disziplin und Profession Sozialer Arbeit entfaltet die Fachgesellschaft dafür eine Reihe von Aktivitäten in Forschung, Theorie und Ausbildung. Neben dem Fachdiskurs innerhalb der Sektionen und Fachgruppen sowie der Anregung curricularer Weiterentwicklungen und der Förderung des wissenschaftlichen und professionellen Nachwuchses gehören dazu auch die Veröffentlichung und Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Die Fachbeiträge sollen dazu dienen, fundiert und aktiv fach- und gesellschaftspolitische Debatten mit zu gestalten, die sich mit der Lösung von den für die Soziale Arbeit relevanten sozialen Problemen befassen.

Die 2010 gestartete Schriftenreihe der DGSA versteht sich dabei als ein Forum, das sich aus den Beiträgen der Sektionen und Fachgruppen, den von

ihnen veranstalteten Tagungen und Kongressen speist, jedoch darüber hinaus auch zentrale Themen und Fragestellungen des Fachdiskurses im Bereich der Sozialen Arbeit aufgreift. Die Reihe wendet sich an Lehrende, Forschende, PraktikerInnen und Studierende der Sozialen Arbeit sowie benachbarter Disziplinen und Professionen, die sich ebenfalls mit den Gegenständen der Sozialen Arbeit in Wort und Tat befassen. Wir verstehen diese Reihe als eine Einladung an alle Interessierten, sich am Diskurs über die aufgeworfenen Fragen zu beteiligen.

In diesem Sinne hoffen wir, dass die Reihe zur Mehrung der Erkenntnisse beiträgt und möglichst vielen einen Ansporn gibt, sich in diesen Prozess einzubringen.

Dresden, Landshut, Berlin, Frankfurt a.M., Freiburg i.Br. und Hamburg  
im September 2012

*Die HerausgeberInnen*

Herbert Effinger  
Stefan Borrmann  
Silke Birgitta Gahleitner  
Michaela Köttig  
Björn Kraus  
Sabine Stövesand

# Inhalt

<i>Herbert Effinger und Sabine Stövesand</i> Einleitung .....	11
<b>Diversität, soziale Ungleichheit und Soziale Arbeit in der Moderne. Theoretische Zugänge und Herausforderungen</b>	
<i>Zygmunt Bauman</i> Soziale Ungleichheit in den Zeiten flüchtiger Moderne .....	33
<i>Birgit Rommelspacher</i> Kulturelle Grenzziehungen in der Sozialarbeit: Doing and undoing differences .....	43
<i>Matthias Nauerth</i> Diversität verstehen. Das „erweiterte Mehr-Ebenen-Modell“ als Orientierungshilfe in der Sozialen Arbeit .....	56
<i>Markus Ottersbach</i> Soziale Ungleichheit und kulturelle Diversität als Herausforderungen für die Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft .....	68
<b>Herausforderungen für Forschung, Praxis und Ausbildung</b>	
<i>Ulrike Schlamelcher</i> Erkenntnistheoretische und methodologische Dilemmata der Diversityforschung .....	85



<i>Sonja Kubisch</i> Differenzsensible Forschung in der Sozialen Arbeit. Intersektionalität nach rekonstruktivem Verständnis .....	97
<i>Ortrud Leßmann und Bernhard Babic</i> Potenziale des Capability-Ansatzes für eine adressatenorientierte Weiterentwicklung Sozialer Arbeit im Umgang mit Kinderarmut .....	109
<i>Margrit Brückner</i> Diversitätsblockaden in asymmetrischen Care Prozessen .....	119
<i>Katrin Ratz</i> „Nein, also so möchte ich es nicht.“ Alter(n)skonstruktionen von Altenpflegekräften .....	131
<i>Barbara Thiessen und Eva Sandner</i> Familienleitbilder bei Professionellen: Bei „Risikofamilien“ besser weniger Diversität? .....	142
<i>Susanne Dern und Julia Bernstein</i> Mehrdimensionale Diskriminierung – Herausforderungen an die Soziale Arbeit im Beratungskontext .....	153
<i>Kathrin Schrader</i> Die Verletzbarkeit und Handlungsfähigkeit Drogengebrauchender Sexarbeiterinnen – Eine intersektionale Analyse .....	170
<i>Rebekka Streck</i> Stigma-Management und Soziale Arbeit. Akzeptierende Drogenarbeit als Generator entlastender Erfahrungen .....	182
<i>Günter Rieger</i> Schwache Interessen in Governanceprozessen .....	193
<i>Katrin Reimer und Olaf Stuve</i> Diversitätsbewusste Soziale Arbeit mit benachteiligten Jugendlichen zwischen Emanzipations- und Herrschaftsstrategie .....	204
<i>Gunda Voigts</i> Diversität und soziale Ungleichheit als wichtige Dimensionen auf dem Weg zu einem inklusiven Gestaltungsprinzip in der Kinder- und Jugendarbeit .....	215

*Cinur Ghaderi, Ngan Nguyen-Meyer und Dima Zito*  
**Diversity in der Flüchtlings- und Migrationssozialarbeit –  
Das Düsseldorfer Konzept ..... 228**

**Herausforderungen und Konzepte für die Lehre und  
Weiterbildung**

*Eva Fleischer und Friederike Lorenz*  
**Mit dem Anti-Bias-Ansatz Macht und Diskriminierung in der  
Sozialen Arbeit reflektieren ..... 243**

*Herbert Effinger*  
**Ambiguitätsakzeptanz und Ambivalenzkompetenz.  
Eine Herausforderung für die Lehre in der Sozialen Arbeit ..... 255**

**Die HerausgeberInnen und AutorInnen ..... 272**

# Einleitung

## Herbert Effinger und Sabine Stövesand

„Some differences are playful,  
some are poles of world  
historical systems of domination.“

(Haraway 1989: 185).

Mit Blick auf unser Thema stellen sich ad hoc zahlreiche Fragen ein: Was ist gemeint, wenn von Diversität geredet wird? Auf was bezieht sich der Begriff? Wird er eher im Sinne von Vielfalt oder doch eher als Hinweis auf Ungleichheit konnotiert? In welchem Kontext werden diese Begriffe benutzt? Und von wem? Wer definiert Diversität, auf dem Hintergrund welcher Normalität und welcher Normativität? Mit welchem Interesse? In welchem Verhältnis stehen die Begriffe zueinander, wie sind sie analytisch zu fassen und was bedeutet das für die Soziale Arbeit in Theorie und Praxis? Ein Thema mit vielen Facetten also und eigentlich auch nicht *ein* Thema, sondern viele. Das spiegelt sich in den zahlreichen und sehr unterschiedlichen Beiträgen, die diese Publikation ausmachen.

Diversität, häufig wird auch der englische Terminus „diversity“ verwandt, meint zunächst einmal Vielfalt, Verschiedenheit oder Unterschiedlichkeit. Sie ist zum einen assoziiert mit Öffnung und Offenheit, mit Fülle, Reichtum, Auswahl, Abwechslung und Inspiration. Der Begriff verweist auf die Ausdifferenzierung von Lebenswelten und Pluralisierung von Lebensentwürfen, auf das Verschwinden starrer Ordnungen und ein Feld erweiterter Möglichkeiten. Die Chancen moderner, hochdifferenzierter Gesellschaften liegen darin, wie Birgit Rommelspacher (1995) schreibt, Ich-Identität zu ermöglichen, die mit verschiedenen Rollenzumutungen klarkommt ohne sich aufzugeben, sowie die Fähigkeit zu erwerben, sich von Traditionen eigenständig zu distanzieren, Empathie zu entwickeln und damit umgehen zu können, wenn etwas nicht eindeutig ist. Damit verbunden sind Potenziale für emanzipatorische Prozesse und die Gestaltung sozial gerechterer Lebensbedingungen, wie sie sich z.B. in den Veränderungen der Geschlechterverhältnisse zeigen.

Zum anderen birgt Vielfalt im Kontext der „flüssigen Moderne“ mit ihren Ambivalenzen und Unübersichtlichkeiten, mit Polyzentrismus und Deregulierungen auch die Gefahr der Überforderung, der individuellen Verunsicherungen oder, wie Zygmunt Bauman zugespißt formuliert:

„Uncertainty is the result, combining the feelings of ignorance (meaning the impossibility of knowing what is going to happen), impotence (meaning the impossibility of stop-

ping it from happening) and an elusive and diffuse, poorly specified and difficult to locate fear" (Bauman, 2012, S. 5).<sup>1</sup>

Wenn aktuelle Gegenwartsdiagnosen herangezogen werden, so stimmen sie in Bezug auf den Umgang mit Verschiedenheit und die gesellschaftlichen Perspektiven eines solidarischen Miteinanders eher pessimistisch. Die aktuelle Studie im Rahmen der Langzeituntersuchung „Deutsche Zustände“ (Heitmeyer, 2011) verdeutlicht die fortschreitende Entsolidarisierung vor allem auf Seiten der statushöheren Gruppen, die sich zum Beispiel in der abnehmenden Bereitschaft, schwache Gruppen zu unterstützen, äußert. Weiterhin wird konstatiert, dass die mangelnde Bereitschaft zur Unterstützung schwacher Gruppen mit deren Stigmatisierung, d.h. Stereotypen und Vorurteilen gerechtfertigt wird, wie zum Beispiel der Rede von den „faulen Arbeitslosen“. Zugenommen hat auch die Islamophobie. Immerhin knapp die Hälfte der Befragten in Deutschland stimmen der Aussage zu, dass Juden heute versuchten, Vorteile daraus zu ziehen, dass sie während der Nazizeit Opfer geworden sind (ebd., S. 49). Von den Befragten geht nahezu ein Drittel davon aus, dass es eine natürliche Hierarchie zwischen weißen und schwarzen Völkern gebe (ebd., S. 53), etwas mehr als die Hälfte meinen, dass Frauen ihre Rolle als Ehefrau und Mutter ernster nehmen sollten, mehr als ein Drittel lehnt die Aussage ab, es gebe nichts Unmoralisches an Homosexualität (ebd., S. 55) und ein Drittel der Befragten ist der Auffassung, es würden genug Anstrengungen unternommen, um Menschen mit Behinderung zu unterstützen.

Zu beobachten ist, dass neben die Prozesse der Vervielfältigung und Öffnung erneute Prozesse von Homogenisierung und Schließung treten. Am Beispiel urbaner Entwicklungen lässt sich das gut ablesen. Die Stadt ist das Paradigma für Diversität. Mit Lefèbvre (1972, S. 277) kann man Stadt als verdichtete Vielfalt definieren. Noch hat das Bestand. Seit einiger Zeit geschieht jedoch etwas mit ihrer Vielfältigkeit: Bestimmte Gruppen von Menschen können sich die Stadt nicht mehr leisten und/oder werden dort nicht mehr toleriert. „An den Rändern der Städte“, so lautet der Titel eines Buches von Häußermann u.a. (2004), das die Prozesse der Marginalisierung – der ganz physischen Auslagerung und Verdrängung von Bevölkerungsgruppen aus den Innenstädten, aus den Stadtkernen und attraktiven Wohnlagen (vgl. Holm, 2011) beschreibt. Im öffentlichen Raum der Städte haben sich Phänomene von Verschiedenheit und Abweichung seit jeher manifestiert. Wenn Unterschiedlichkeit mit sozialer und ökonomischer Unterprivilegiertheit gekoppelt ist, wird sie aktuell zunehmend abgespalten, verfolgt und in die Unsichtbarkeit verdrängt. Betroffen sind nicht zufällig klassische Zielgruppen der Sozialen Arbeit: Wohnungslose, BettlerInnen, Suchtkranke, SexarbeiterInnen, Angehörige best. ethnischer Gruppen und subkultureller Milieus.

---

1 Bauman, Z. (2012): Aus der englischen Originalfassung zum Vorwort der 2. Auflage von „Modernità liquida“.

Ausgenommen von der Verdrängung sind zu einem gewissen Maß KünstlerInnen – hier wird die Anerkennung Andersartigkeit nicht nur zugestanden sondern erweitert dient sie doch der Anreicherung der sogenannten kulturellen Standortfaktoren und mehrheitlich das symbolische Kapital der Stadt. Die Erweiterung und Komplexifizierung von Vielfaltigkeit bei gleichzeitiger repressiver Regulierung dort wo sie nicht funktionalisierbar ist. Dominanz in Frage stellt oder allzu deutlich auf die Negativseiten aktueller gesellschaftlicher Verhältnisse verweist ist sicherlich ein Charakteristikum aktueller Entwicklungen.

Mit Diversity verbinden sich unterschiedliche Konzepte sowohl als theoretische Herleitungen als auch Handlungsorientierungen anbelangt. Auch woher befinden sich *Diversity Politics* inhaltlich am Schnittpunkt verschiedener Strömungen wie Liberalismus, Kommunitarismus, Poststrukturalismus, Post-Marxismus, Postkolonialismus, Feminismus und neuerdings auch die S. 5. Während die Forderung nach Anerkennung und Gleichstellung die in Verbindung mit der Thematisierung von Diversity stehen von vielen geteilt werden so unterscheiden sich die Herangehensweisen doch wesentlich von einander. Beispielsweise darin, ob sie kulturalistisch aufgeladen sind und mit einer Identitätspolitik verbunden sind die Gefahr läuft Andersheit zu essentialisieren und einer statischen Auffassung von Kultur das Wort zu reden – oder ob kulturelle Identitäten als Positionierung verstanden werden die zusammenhängen mit hegemonialen Diskursen über Geschichte und Kultur Hall 4 S. 3 und die Wirksamkeit kolonialen Wissens reflektieren. Ein zentraler Punkt ist ob Anerkennung von Vielfalt als normative als sozialkulturelle Frage verhandelt wird oder ob auch die sozialstrukturellen Voraussetzungen von Anerkennung einbezogen werden vgl. Fraser 2 3. Diversity wird von den einen als politisch-utopisches Konzept betrachtet (S. 24) verstanden das nicht ohne die Thematisierung von Macht und die entschiedene Hinterfragung der etabliert-hegemonialen Perspektive auf die Welt auskommt und so eine Kritik der Verhältnisse in Richtung einer Enttarnung Foucault 2 ermöglicht.

Andere nicht zuletzt in der Sozialen Arbeit sehen in Diversity vor allem eine Ressource die zugänglich und gestaltbar zu machen ist vgl. Aschenbrenner-Hellmann 2 S. 2 2. Diese Sichtweise wurde früh von der Wirtschaft im Rahmen von Diversity Management aufgegriffen wobei Diversität für die Optimierung des Arbeitskräftepools und der Kundenzufriedenheit und damit als Möglichkeit zur Leistungssteigerung funktionalisiert wird. In der Sozialen Arbeit gilt interkulturelle Kompetenz als Schlüsselqualifikation ebd.

Wobei es nicht nur um interkulturelle Öffnung sozialer Einrichtungen vgl. Kaitanides 2 8 Kultursensibilität, Wertschätzung und einschlägiges Wissen sondern auch um ein Bewusstsein für Machtasymmetrien geht vgl. Auernheimer 2 S. 2. Wichtige Impulse die sich konzeptionell auf der rechtlich-politischen Ebene bewegen kamen von internationalen Institutio-

nen – zu erwähnen sind die Programme zur Gleichstellung und Antidiskriminierung, die auf EU Ebene initiiert wurden. Jenseits dieser etablierten Zusammenhänge ist Diversity in kritischer, gesellschaftsverändernder Perspektive von politischen Bewegungen, insbesondere den Frauenbewegungen, und ihnen verbundener Theoretikerinnen auf die Tagesordnung gesetzt worden. Die Genealogie umspannt unterschiedliche historische, soziale und geografische Kontexte. Beispiele sind Clara Zetkins Vorwurf an die bürgerliche Frauenbewegung, sie ignoriere den Zusammenhang zwischen Klasse und Geschlecht, die Kritik schwarzer US-amerikanischer Frauen am weißen, heterosexuellen Mittelschichtsfeminismus seit den 1970er Jahren sowie die Interventionen von Krüppelfrauen oder Migrantinnen im Kontext der zweiten deutschen Frauenbewegung (vgl. Walgenbach, 2007).

Unterschiedlichkeit manifestiert sich auf zahlreichen Ebenen. Mit Blick auf die Individuen ist zu konstatieren, dass Menschen nun einmal nicht gleich sind, „sie sind alles Mögliche und das Gegenteil: groß, dick, hübsch, ungeschickt, langsam, blond, rothäutig, intelligent oder blauäugig“ (Demirovic, 2006, o. S.). Sie kann sich auf individuelle Attribute wie Denkweisen und auf Haltungen, Interessen, Lebensstile, oder auf gruppenbildende Kategorien wie Sprache, sexuelle Orientierungen, ethnische oder nationale Zugehörigkeiten, auf Geschlecht, Alter, auf körperliche Merkmale, auf Bildungsabschlüsse oder Einkommen beziehen. Diese Unterschiedlichkeit wäre kein Problem und somit auch nicht Thema für die Soziale Arbeit, wenn sie nicht benutzt würden, um Einzelne und Gruppen systematisch zu benachteiligen und „sofern dies nicht zum Anlass wird, mit der Behauptung überlegener Fähigkeit Ressourcen aller Art für sich zu beanspruchen und schließlich auch noch die Fähigkeiten selbst und das Monopol über das, was als fähig gilt“ (ebd.).

Diversität ist immer auch verknüpft mit (Ab-)Wertungen und mit Ungleichheit im rechtlichen, sozialen, politischen und ökonomischen Sinn verbunden sowie mit Unterscheidungen, Einordnungen, Trennungen, Grenzsetzungen, mit Zuschreibungen, Prozessen des „Othering“ (Spivak, 1985) und damit von Ausschlüssen. Unterschiede werden gemacht, werden materiell und diskursiv hergestellt. Die Themenstellung dieses Buches bezieht sich deshalb bewusst auf den Begriff der Ungleichheit, statt ihn durch den heutzutage häufig verwandten Begriff der Differenz oder der Heterogenität zu ersetzen und so die sozialstrukturelle Dimension von Unterschiedlichkeit zu verdecken (vgl. Heite, 2010, S. 188).

Der Begriff Diversity steht damit, insbesondere in der angelsächsischen Literatur, für die Überschneidung und Durchdringung zahlreicher Ungleichheits- und Diskriminierungsverhältnisse. Lutz und Wenning (2001) führen 13 Kategorien auf, die durch ihre Polarität und ihre hierarchische Anordnung charakterisiert sind, wie z.B. Mann/Frau, hetero/homo, angestammt/zugewandert, reich/arm, weiß/schwarz. War die Existenz von „Master-Kategorien“, aus denen sich Ungleichheit herleiten lässt, schon zu Zeiten der Pos-

tulierung eines einzigen Hauptwiderspruchs umstritten, so scheint heute die Anzahl der für die Analyse relevanten Kategorien potenziell unendlich. Klingers Antwort, es seien „nicht mehr als drei“ (Klinger, 2003, S. 26) – gemeint sind hier Klasse, „Rasse“ und Geschlecht –, scheint überholt, auch wenn nicht alle der heute diskutierten Dimensionen von Diversität auf der gleichen Ebene liegen, was ihren analytischen Gehalt betrifft oder die Konsequenzen, die sie für die Betroffenen mit sich bringen.<sup>2</sup>In jedem Fall stehen die Kategorien nicht für sich, sondern in Wechselbeziehungen, können sich gegenseitig verstärken oder abschwächen.

Welches Gewicht die einzelnen Kategorien haben und wie ihr Verhältnis zueinander zu bestimmen ist, ist Gegenstand intensiver Debatten. Es kann nicht um die bloße Addition verschiedener Kategorien gehen, auch nicht um Vorstellungen von punktuellen Überkreuzungen (vgl. Crenshaw, 1994), sondern darum, ihre Interdependenz zu erfassen (vgl. Walgenbach, 2007). Zu leisten ist nichts weniger, als „die wechselseitige Durchdringung insbesondere von Rassialisierung, Ethnisierung, Vergeschlechtlichung, sozioökonomischer Position, politischer, rechtlicher, institutioneller und interaktioneller Diskriminierung“ (Scherr, 2011, S. 84) aufzuzeigen und verstehbar zu machen. Hierzu braucht es komplexe Konzepte wie z.B. den Intersektionalitätsansatz nach Winker und Degele (2009), der die Ebenen von Strukturen, symbolischer Repräsentation und Identität analytisch verbindet und dabei jeweils nach der Verwobenheit zentraler Differenzkategorien fragt. Letztere werden in Ergänzung der gängigen Trias um die Kategorie „Körper“ ergänzt.

Zur Komplexität des Themas trägt bei, dass es Differenzen gibt, deren Lebbarkeit zu unterstützen ist, die es anzuerkennen gilt – wie z.B. eine unterschiedliche sexuelle Orientierung – und Differenzen, die es abzubauen gilt. Ethnische Minderheiten, Feministinnen und Homosexuelle kämpften und kämpfen immer noch um die Anerkennung ihrer Differenz und um gleiche Rechte. Dieser Kampf wurde im Namen der Identität geführt (als Schwarze, als Schwule, als Frauen ...) Historisch betrachtet waren Rechte früher häufig nur denen vorbehalten, die zu einer bestimmten Gruppe gehörten (Feudalherren, Angehörige der Kolonialmacht), waren partikular und wurde später ersetzt durch universalistische Prinzipien, durch Rechte, die für alle Menschen Geltung haben sollen, wie die Menschenrechte. Heute steht hingegen häufig das Recht auf Differenz, die Forderung, „Andersheit“ zu akzeptieren (spezifische Traditionen, Sprache, Kopftuch), im Mittelpunkt von Auseinandersetzungen. Wenn jedoch mit der „Andersheit“ einer Gruppe argumentiert wird, braucht es Kriterien, warum diese anzuerkennen ist. Problematisch ist, dass diese Unterschiedlichkeiten damit festgeschrieben und zum unveränderlichen Wesen erklärt werden. In der Konsequenz wird das „Individuum wieder ins

---

2 Krell et al. (2007, S. 9) führen darüber hinaus folgende Kategorien an: Alter, Nationalität, Ethnizität, Kultur, Religion, sexuelle Identität und Orientierung, familiäre Lebenssituation, Ausbildung, Werte, Verhaltensmuster.

Gefängnis biokultureller, schicksalhaft unentrinnbarer Gruppenzugehörigkeit gesperrt“ (Priester, 2003, S. 286).

Wenn aber vor allem der Wert der Unterschiede betont wird, gerät die Ungerechtigkeitsdimension leicht aus dem Blick. „Anerkennung kann zur Form symbolischer Gewalt werden, weil sie Individuen festlegt, sie dazu zwingt, sich glücklich, weil anerkannt zu fühlen, während ihnen relevante gesellschaftliche Ressourcen weiterhin vorenthalten werden“ (Demirovic, 2006, o. S.). Anerkennung von Differenz muss mit der Abschaffung von Ungleichheit einhergehen – Diversität braucht Gleichheit, und zwar in einem substantziellen Sinn, als Fundament. Aufgeworfen ist hier das Thema Teilhabe und Verteilung (Fraser, 2003).

Gängige Forderungen nach angemessener Repräsentation und Instrumente, die auf größere Teilhabe marginalisierter Gruppen abzielen, wie z.B. positive Diskriminierungen (affirmative action) bzw. Quotenregelungen, z.B. für MitarbeitInnenteams in der Sozialen Arbeit, sind hier wichtig, gleichzeitig nicht unproblematisch, denn sie machen die Einteilung von Menschen in klare Kategorien unumgänglich und auf diese Weise werden homogenisierende Zuschreibungen und Differenzlinien reifiziert und verstärkt.

Kategorisierungen, d.h. die Konstruktion von Unterschieden und die Praxis des Unterscheidens stellt eine „nicht vermeidbare und stets zu hinterfragende Voraussetzung Sozialer Arbeit“ dar (Mecheril & Melter, 2010, S. 117). Die Geschichte Sozialer Arbeit ist eng verbunden mit der Kontrolle derjenigen, die als nicht zugehörig, als „fahrendes Volk“ markiert wurden. Damit verknüpft war die Aufteilung in „fremde“ und „eigene“ Arme und nur letztere hatten Anspruch auf Hilfe. Um Interventionsbedarfe zu erkennen und zu legitimieren, hat Soziale Arbeit auch heute zu klären, wer als unterstützungswürdig anzusehen ist und wer nicht, wer „anders“ ist und in seinem/ihren Verhalten und Lebensstil den herrschenden Normalitätsstandards entspricht oder als abweichend gelten kann. Soziale Arbeit setzt selbst Normen und setzt Normen durch. Damit rückt die Frage in den Blick, wie „Normalität“ und „Andersheit“ in der Sozialen Arbeit definiert werden.

Gleichzeitig geht es in der Sozialen Arbeit darum, zum Abbau sozialer Ungerechtigkeit beizutragen und im Sinne der Umsetzung von Menschenrechten zu wirken. „Die Analyse von Strukturen und Prozessen, in der sich die (Re-)Produktion von Unterschieden mit der (Re-)Produktion von Ungleichheiten und Machtverhältnissen verschränkt“ (Scherr, 2011, S. 79), ist deshalb zentral für die Wissenschaft Sozialer Arbeit. Mit Scherr wird hier die Zielsetzung von Diversity-Studien dahingehend bestimmt, „gegenüber tradierten Gesellschafts- und Ungleichheitstheorien zu einem differenzierteren Verständnis der Strukturen und Prozesse zu gelangen, in denen die sozialen Unterschiede, Hierarchien und Ungleichheiten hervorgebracht und reproduziert werden sowie sich wechselseitig bedingen und gegebenenfalls verstärken“ (Scherr, 2011, S. 79). Auch im Sinne eines Tripelmandats, einer eigen-



ständigen, professionellen, also wissenschaftlich fundierten Positionierung (vgl. Staub-Bernasconi, 2007, S. 198ff.) ist dies unabdingbar.

Die in diesem Buch versammelten Beiträge thematisieren aus ganz unterschiedlichen Perspektiven Fragen und Herausforderungen, welche sich aus der Wahrnehmung, Erklärung und den Umgang mit Diversität und sozialer Ungleichheit in der Sozialen Arbeit stellen. Das Buch hat dabei nicht den Anspruch, das gesamte Feld der Diskussion abzubilden.

Im ersten Teil skizzieren die AutorInnen aus makrosoziologischer Perspektive Entwicklungstendenzen moderner Gesellschaften. Der Beitrag von Zygmunt Bauman über „*Soziale Ungleichheit in den Zeiten flüchtiger Moderne*“ umreißt jene globalen und lokalen Prozesse, die heute soziale Ungleichheiten wieder zunehmen lassen. In seiner Gesellschaftsdiagnose zeigt er, wie mit verschiedenen, rationalen und irrationalen Instrumenten Ungewissheit, Abhängigkeit, ungleiche Machtverteilung und damit auch soziale Ungleichheit aufrechterhalten und verstärkt werden. Dabei identifiziert er die für die verflüssigte Moderne typische Quelle dieses Machtungleichgewichtes in der Zuweisung von Ungewissheit als entscheidendem Instrument der Machterhaltung und Ausgrenzung. In der heutigen „Erlebnisökonomie“ verleihe sich das Management sämtliche Ressourcen unserer Persönlichkeit ein, schaffe Routinen und alte Ordnungen ab, und die herrschenden Akteure dieser Erlebnissökonomie nutzten nun die Kräfte von Subjektivität und Spontanität, Verspieltheit und Performativität für ihre Interessen. Manager, so Bauman, schätzen das Spiel mit der Ungewissheit, sie wollen heute „Chaos, nicht Ordnung herstellen“.

Die darauf folgenden Beiträge problematisieren und reflektieren theoretische Zugänge und Instrumente der Analyse und des Verstehens von Diversität (Differenz und Vielfalt) und sozialer Ungleichheit für die Soziale Arbeit.

Birgit Rommelspacher beschreibt in Ihrem Aufsatz „*Kulturelle Grenzbeziehungen in der Sozialarbeit: Doing and undoing differences*“ die Geschichte der Sozialen Arbeit als eine Geschichte der Aufhebung und Setzung von Grenzen. Sie geht der Frage nach, wie Professionelle in der Sozialen Arbeit, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, durch ihr Handeln in ambivalenten Kontexten Repression, Ausgrenzung und Exklusion bewirken und so ihren Teil zur Aufrechterhaltung von ungleicher Macht und Teilhabe beitragen. Diese These illustriert sie am Beispiel der Sozialarbeit mit Menschen mit Migrationshintergrund in einem Projekt zur Beratung von und mit MigrantInnen. Vor dem Hintergrund eigener Untersuchungen und teilweise irritierender Prozesse in diesem Projekt schreibt sie, dass „in all diesen Aushandlungsprozessen und Verteilungskämpfen (...) ständig Grenzen aufgehoben und wiederum neue gezogen (werden). Den daraus resultierenden Spannungen wird man nicht entgehen können. Man kann sich jedoch entscheiden, ob man diese Grenzen verfestigen und mit Macht ausstatten oder sie immer wieder verflüssigen und entsprechende Verhandlungsprozesse aktiv mit gestalten will.“

*Matthias Nauwerth* bietet nun eine Orientierungshilfe zum Verstehen solcher differenter und ambivalenter Prozesse, mit denen sich die Soziale Arbeit seit ihrem Professionalisierungsbeginn zu befassen habe, an. In seinem Beitrag „Diversität verstehen. Das ‚erweiterte Mehr-Ebenen-Modell‘ als Orientierungshilfe in der Sozialen Arbeit“ fokussiert er zunächst auf die Diversitydiskurse der letzten Jahre, welche sich nach seiner Einschätzung von dem Bemühen einer Anerkennung von Gleichwertigkeit zur Anerkennung von Verschiedenheit bewegt hätten. Er identifiziert ein äußerst komplexes Gerechtigkeitsproblem beim Verständnis und bei der Bearbeitung von Differenz und sozialer Ungleichheit. Dabei schließt er mit seinem erweiterten Mehr-Ebenen Modell zunächst bei Grundideen des Rational-Choice-Ansatzes an, erweitert diesen allerdings um Elemente, in denen beispielsweise auch körperliche Bedürfnisse, Präferenzen und alternative Bewertungen zwischen die lebenslagenbezogenen und lebensweltbezogenen Kontexte gestellt werden. Er sieht den Ertrag seines Mehr-Ebenen-Modells in Form einer Systematisierungshilfe in einer unübersichtlichen Landschaft menschlicher Problemlagen und Unterstützungsbedürfnisse. Er möchte mit seinem „Kartenmaterial“ Orte und Verbindungswege innerhalb der bio-psycho sozialen Landschaften genauer beschreiben.

Den eher allgemeintheoretischen Teil schließt *Markus Ottersbach* mit seinem Beitrag über „Soziale Ungleichheit und kulturelle Diversität als Herausforderungen für die Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft“ ab. Auch er greift das Thema Migration auf. Für ihn stellen soziale Ungleichheit und Diversität höchst unterschiedliche Herausforderungen dar. Während der gesellschaftspolitische Auftrag der Sozialen Arbeit gegenüber sozialer Ungleichheit eher auf (Ver-)Minderung derselben ausgelegt ist, soll Diversität – als Ausdruck pluralistischer Gesellschaften – akzeptiert und teils als Ressource gefördert werden. Er nimmt zunächst eine Verortung sozialer Ungleichheit und Diversität in modernen Gesellschaften vor. Ähnlich wie *Nauwerth* skizziert er dann einen analytischen Rahmen zum Verstehen von sozialer Ungleichheit und Diversität im Kontext von Lebenslage, Lebenswelt und Lebensstilen. Dabei unterscheidet er zwischen den Kategorien Systemintegration und Sozialintegration und stellt die Frage nach den Bedingungen von System- und Sozialintegration und den Aufgaben der Sozialen Arbeit. Soziale Ungleichheit sieht er als Produkt misslingender Systemintegration und kulturelle Diversität als Produkt gelungener Sozialintegration. Vor dem Hintergrund seiner Analyse sollte Soziale Arbeit zunächst ihre Grenzen und Einflussmöglichkeiten realistisch einschätzen. Im Bereich der Systemintegration solle sie sich darauf konzentrieren, von sozialer Ungleichheit Betroffene zu unterstützen und deren missliche Lage soweit als möglich zu minimieren. Im Bereich der Sozialintegration gehe es dagegen vor allem um die Anerkennung verschiedener kultureller Orientierungen, Lebensstile und sozialer Milieus.

Die anschließenden Beiträge fokussieren nun auf die Herausforderungen für Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit. So stellt *Ulrike Schlamelcher* in ihrem Beitrag über „*Erkenntnistheoretische und methodologische Dilemmata der Diversityforschung*“ zunächst fest, dass Diversität in den letzten Jahren vor dem Hintergrund der Diskurse um zunehmende Internationalisierung, Migration, demografische Veränderungen und der Neujustierung der Geschlechterverhältnisse als interdisziplinäres Forschungsprogramm (Diversity Studies bzw. Studien zur Intersektionalität) in den Sozialwissenschaften Konjunktur habe. Wie jedoch ‚Unterschiede‘ und ‚Vielfalt‘ mit Blick auf zentrale Dimensionen der Sozialen Arbeit vor dem Hintergrund der Pluralisierung von Lebenswelten konzipiert werden können, hält sie für heftig umstritten. Am Beispiel der Untersuchung der Kategorie Geschlecht zeigt sie grundlegende erkenntnistheoretische und methodische Dilemmata, Grenzen aber auch Möglichkeiten der sozialwissenschaftlichen Erforschung von Diversität auf. Schließlich geht es ihr um geeignete Ansätze und Bewältigungsstrategien für eine diversitätsbewusste, wissenssoziologisch und konstruktionstheoretisch orientierte Geschlechter- und Diversitätsforschung. Die Soziale Arbeit stehe hier vor der Herausforderung, Analysekatégorien zu entwickeln, die der zunehmenden Heterogenität, wechselseitigen Verwobenheit und Komplexität von Geschlechterverhältnissen gerecht werden können. Dabei dürfe sie sich allerdings nicht in den Fallstricken von additiver Differenzfestschreibung einerseits und De-Thematisierung geschlechtlicher Ungleichheit andererseits verfangen.

Diesen Faden nimmt *Sonja Kubisch* auf und plädiert für eine „*Differenzsensible Forschung in der Sozialen Arbeit (und) Intersektionalität nach rekonstruktivem Verständnis*“. Während derzeit einerseits erste programmatische Entwürfe für eine „diversitätsbewusste Soziale Arbeit“ (Leiprecht) vorlägen, sei auf der anderen Seite empirisch zu erforschen, wie es in der Praxis Sozialer Arbeit um die Wahrnehmung von sozialer Differenz und die Ausrichtung professionellen Handelns auf Diversität bestellt sei. Dies erfordere eine intersektionale Analyseeinstellung, welche verschiedenste Kategorien sozialer Differenz aufnehmen könne. Allerdings gingen damit eine Reihe theoretischer und methodologischer Fragen einher. An die hochaktuelle Diskussion dieser Fragen anknüpfend setzt sich die Autorin aus der Perspektive rekonstruktiver Sozialforschung kritisch mit dem „intersektionalen Mehrebenenansatz“ (Winker & Degele) auseinander und stellt diesem den Ansatz einer „habituellen Konstruktion sozialer Differenz“ (Kubisch) gegenüber. Während ersterer soziale Differenz primär als Frage der Konstruktion sozialer Identität verstehe, begreife letzterer die Wahrnehmung von und den Umgang mit Diversität ganz zentral als eine Frage des Habitus. Diesem Verständnis entspricht eine praxeologisch ausgerichtete Forschung, welche einen Zugang zu den handlungsleitenden Orientierungen der Akteure eröffnet. Damit schafft sie, wie die Autorin argumentiert, die Grundlagen für eine Verän-

derung von Praxis – und das heißt, für eine Entwicklung der Profession Sozialer Arbeit in dem Sinne, wie sie aktuelle programmatische Diversitätsansätze nahelegen.

Von einem anderen normativen Ansatz her kommend, zeigen *Ortrud Leßmann* und *Bernhard Babic* anschließend, welches Potenzial der Capability-Ansatz nach Sen und Nussbaum für einen angemesseneren Umgang mit aktuellen Herausforderungen der Sozialen Arbeit biete. In Ihrem Beitrag über „*Potenziale des Capability-Ansatzes für eine adressatenorientierte Weiterentwicklung Sozialer Arbeit im Umgang mit Kinderarmut*“ beziehen sie sich auf konkrete Erfahrungen, die aus einem internationalen Forschungsprojekt vorliegen. Dieses hat sich mit der Operationalisierbarkeit des Capability-Ansatzes im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe befasst. In diesen Ansatz sehen sie einen geeigneten Bezugsrahmen zur Bewertung individuellen Wohlergehens (well-being) und/oder darauf abzielender (politischer) Maßnahmen. Dieser Ansatz frage weniger danach, was jemand habe, sondern was jemand in seiner jeweiligen Lebenssituation (damit) tun oder sein könne. Finanzielle Ressourcen seien zwar eine wichtige, aber längst nicht die einzige relevante Größe bei der Bekämpfung von Armut. Den Vorteil dieses Ansatzes sehen sie vor allem darin, dass dieser ausdrücklicher als andere Bezug auf die Erwartungen und Vorstellungen der AdressatInnen nehme. Sie konstatieren, dass der Capability-Ansatz zwar nicht auf alle Fragen eine befriedigende Antwort liefere, jedoch für jenseits materieller Ausstattung gelegene Prozesse sensibilisiere.

Die nun folgenden Beiträge fokussieren auf Möglichkeiten und Grenzen diversitätsbewusster und diversitätssensibler Interventionen in spezifischen Handlungsfeldern und/oder settings der professionellen Praxis.

*Margrit Brückner* beschäftigt sich mit „*Diversitätsblockaden in asymmetrischen Care-Prozessen*“ und geht der Frage nach, wie sich Hilfe in Kontexten institutionalisierter Fürsorge und Pflege bezogen auf Diversität so fassen lässt, dass sowohl die Perspektiven von Unterstützten als auch der Unterstützenden berücksichtigt werden könnten. Grundlage ihrer Betrachtung sind empirisch erhobene Care-Verständnisse von Akteurinnen und Akteuren aus der Arbeit mit psychisch erkrankten, körperlich behinderten und hilfebedürftigen alten Menschen. Auf den Ebenen Gesellschaft, Profession und AdressatInnen identifiziert sie drei „Diversitätsblockaden“ im Kontext gesellschaftlicher Konstruktion und weiblicher Konnotation von Fürsorglichkeit. Sie schlussfolgert, dass es einer sozialen Konstruktion von Care bedarf, welche zwischenmenschliche Interdependenz als Geschlechter- und Generationen verbindende Aufgabe begreife. Als beziehungsorientierte Aktivität könne sich diese auf der Basis gegenseitiger Akzeptanz und der Wahrung des Selbst entfalten. Dies erfordere einen verlässlichen, Halt gebenden Rahmen mit ausreichend Gestaltungsspielraum. Professionelle müssten dabei dem Alltag als Teil der Lebenswelt einen eigenständigen Wert zumessen, der es ihnen ermögliche, Institutionen und pro-

fessionelles Handeln an den Fähigkeiten, Bedürfnissen und dem Eigensinn der Sorgeempfangenden auszurichten und Sorgegebende mit Entscheidungsbefugnissen auszustatten.

Auf der Basis einer Untersuchung über „*Alter(n)skonstruktionen von Altenpflegekräften*“ knüpft *Katrin Ratz* an dem Handlungsfeld Pflege an. In subjekttheoretischer Perspektive analysiert sie die Relevanz und Wirkung von Alter(n)skonstruktionen für die professionelle Tätigkeit und für die subjektive Bewältigungsidee der Altersphase der Altenpflegekräfte. Sie fragt, wie diese mit den ständigen Altersrepräsentationen der eigenen KlientInnen umgehen und kommt zu dem Ergebnis, dass die Aussicht auf das eigene Alter(n) gerade vor dem Hintergrund des beruflichen Erfahrungshintergrundes zu spezifischen, zukunftsgerichteten Kontrollüberzeugungen führe und bestimmte, meist negative Aspekte des Alter(n)s ausschließe. Die Erfahrungen und die (bewussten) Kognitionen darüber, wie die eigene Klientel altert, scheinen weit entfernt davon, wie es sich die Pflegekräfte für sich selbst wünschen würden. Sie fokussiert hier die Thematisierung bzw. De-thematisierung von eigenen Alter(n)sprozessen und damit eine Annäherung an Umgangs- und Handlungsstrategien mit dem eigenen Altwerden und Altsein. Daraus ergebe sich die Notwendigkeit, regelmäßig Reflexionsräume zur Verfügung zu stellen, welche in anderen Berufsgruppen schon weit selbstverständlicher ermöglicht würden.

*Barbara Thiessen* und *Eva Sander* problematisieren nun „*Familienleitbilder bei Professionellen*“ und fragen vor dem Hintergrund der aktuellen Debatten um Kindeswohlgefährdung, ob es bei so genannten „Risikofamilien“ nicht besser wäre, eher weniger als mehr Diversität zu akzeptieren. Ausgangspunkt ihres Beitrags sind Veränderungen im Kontext des sozialen Wandels, die zu einer größeren Diversität im Familienleben geführt haben. Diesen Veränderungen wird ein Gewinn an Selbstbestimmung und Autonomie unterstellt, der sich insbesondere durch eine Demokratisierung von Familienbeziehungen auszeichne. Im aktuellen Diskurs um Kindeswohl wird dies aber auch als problematisch eingeschätzt. Am Beispiel der Frühen Hilfen kritisieren sie ausschließlich bindungs- und subjekttheoretisch sowie beziehungsorientierte Praxen, weil damit leicht einer individuenzentrierten Problemlösung das Wort geredet werde und sozioökonomische und institutionelle Ursachen der Entstehung von Diversität und sozialer Ungleichheit ausgeblendet würden. Sie fordern daher eine fachpolitische Debatte um die Leitbilder der Frühen Hilfen. Elternschaft, so Thiessen und Sander, beinhalte Bindung und Trennung. Eine ‚ausreichend gute Familie‘ funktioniere auch in der Begrenztheit von Fürsorgemöglichkeiten und bestehe auf Unterstützung durch Netzwerke und Institutionen. Sie schlagen daher einen Blickwechsel vom Familienideal hin zu einer Perspektive der Sicherung von Grundbedingungen und -bedürfnissen vor. Ein solcher Perspektivenwechsel setze aber eine kritische Selbstreflexion der eigenen Familienerlebnisse von Fachkräften voraus.

*Susanne Dern* und *Julia Bernstein* gehen nun auf der Basis einer empirischen Untersuchung für die Antidiskriminierungsstelle des Bundes der Frage nach, inwieweit „*mehrdimensionale Diskriminierung Herausforderungen an die Soziale Arbeit im Beratungskontext*“ darstellt. In ihrer Untersuchung wurden die im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG) geschützten Diskriminierungskategorien ethnische Herkunft, „Rasse“, Religion, Geschlecht, Behinderung, Alter und sexuelle Identität einbezogen. Sie wollten wissen, ob es Kombinationen bestimmter AGG-Kategorien gibt, die besonders häufig in mehrdimensionalen Diskriminierungserfahrungen resultieren und in welchen Bereichen bzw. Handlungsfeldern diese besonderes häufig gemacht werden. In handlungsfeldspezifischer Perspektive untersuchten sie, auf welche Art sich Beratungsstellen explizit oder implizit an eine der im AGG- genannten Zielgruppen richten und welche Erfahrungen diese in der beratenden Arbeit bei mehrdimensionaler Diskriminierung machen. Ihre Ergebnisse zeigen, dass sich die Beratenden nur ungern der Kategorie „Diskriminierung“ bedienen. Nach ihrer Auffassung würde die Darstellung einer Erfahrung als Diskriminierung die betroffene Person schwächen bzw. sie als passives Opfer positionieren und somit weiter diskriminieren. Sie konstatieren, dass viele Beratende Schwierigkeiten hätten, mehrdimensionale Diskriminierung in ihrer Beratungspraxis aufzugreifen und führen das darauf zurück, dass oft nicht klar sei, ob die Person in der konkreten Situation auf Grund mehrerer ‚Merkmale‘ diskriminiert wurde oder ob Probleme gezielt unterschieden werden müssen. Auch hätten Diskriminierungserfahrungen oft einen subtilen Charakter, was die Behandlung des Problems erschwere. In einer rein zielgruppenorientierten Beratung sehen *Dern* und *Bernstein* die Gefahr, einzelne Diskriminierungsformen gegenüber anderen zu sehr hervorzuheben. Demgegenüber würden problem- und lebenslagenorientierte Beratungsstellen die Vielfalt von Diskriminierungen leicht aus dem Blick verlieren. Schließlich bemängeln sie, dass rechtliche Handlungsoptionen von Diskriminierungserfahrungen im Beratungskontext oft ausgeblendet würden und fordern eine entsprechende Qualifizierung der BeraterInnen, mehr Reflexion eigener Identitäten und Perspektiven sowie mehr interdisziplinär ausgerichtete Handlungs- und Forschungskonzepte.

In ihrem Beitrag über „*die Verletzbarkeit und Handlungsfähigkeit Drogengebrauchender Sexarbeiterinnen*“ untersucht *Kathrin Schrader* aus intersektionaler und poststrukturalistischer Perspektive, wie sich diese marginalisierte Gruppe, welche in „den hegemonialen gesellschaftlichen Diskursen entweder als Opfer oder als Täterinnen, immer aber als unprofessionell arbeitend und damit als gefährliche Risikogruppe stigmatisiert“ wird, um ihre Selbstermächtigung ringt. Im Zentrum ihrer Analyse stehen die Kategorien Widersetzung und Handlungsfähigkeit, welche sie mit einem intersektionalen Mehrebenenansatz herausarbeitet. *Schrader* will zeigen, dass Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen keinesfalls willenlose, kranke und ferngesteuerte Subjekte sind, sondern dass auch sie selbstbestimmt handeln und um Selbst-

ermächtigung ringen. Aber strukturell bedingte Prozesse der Entsolidarisierung und massive Repressionen würden eine kollektive Selbstorganisation verhindern. Den Frauen fehlten positive kollektive Erfahrungen, für die es sich zu kämpfen lohne. Eine visionäre Lösung sieht sie in der Anerkennung dieser Tätigkeit der Frauen als normale Arbeit. Außerdem könne man Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen professionalisieren und sie als Multiplikatorinnen ausbilden. Kampagnen könnten zudem ein positives Bild von Drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen vermitteln. Soziale Arbeit könne hier, so *Schrader*, entsprechende Lobbyaufgaben übernehmen.

*Rebekka Streck* berichtet anschließend über die Studie „*Stigma-Management und Soziale Arbeit. Akzeptierende Drogenarbeit als Generator entlastender Erfahrungen*“. In Anlehnung an interaktionistische Überlegungen und ausgehend von einem Konzept sozialpädagogischer NutzerInnenforschung wertet sie Daten aus teilnehmender Beobachtung in einem Kontaktladen für DrogenkonsumentInnen sowie an Bussen der mobilen Drogenarbeit aus. Sie umreißt zunächst das Phänomen der Stigmatisierung von Drogenkonsum, um dann im zweiten Teil die Erfahrungen in der nicht Drogen konsumierenden Welt und dem entlastenden Raum der akzeptierenden Drogenarbeit zu kontrastieren. Dabei stellt sie fest, dass den DrogenkonsumentInnen der Zugang zum Gesundheitssystem, zum Arbeitsmarkt, zu Ausbildungen oder zu sozialen Netzwerken entweder nicht gewährt oder häufig erst gar nicht mehr gesucht wird, da Ausschluss und Ablehnung von den DrogenkonsumentInnen schon antizipiert werden. Sie stellt heraus, wie alternative Konzepte von ‚Sucht‘ und ‚Drogenkonsum‘ und von offener und akzeptierender Drogenarbeit Räume schaffen könnten, in denen eine punktuelle Entlastung der NutzerInnen möglich sei. In diesen „Inseln der Akzeptanz“ fänden sie eine nutzbare Infrastruktur vor, könnten sie sich weitgehend selbst steuern und würden kaum mit einer „spezifischen Expertenkultur“ und mit einer „professionellen Defizitperspektive“ konfrontiert. Allerdings müsse man sehen, dass dies auch Orte der Kontrolle, der Segregation und wohlfahrtsstaatlicher Organisation von abweichendem Verhalten seien. Als paradox schätzt sie ein, dass die NutzerInnen erst über das ‚Stigma‘ Zugang zu den Räumlichkeiten erhalten, in denen sie Akzeptanz erfahren.

*Günther Rieger* stellt in seinem Beitrag über „*Schwache Interessen in Governanceprozessen*“ heraus, dass Exklusionsprozesse nicht allein den Arbeitsmarkt, das Bildungs- oder das Gesundheitssystem betreffen, sondern immer auch mit politischem Ausschluss verbunden seien. Die Betroffenen würden im politischen System kaum wahrgenommen und sie seien weder ausreichend organisations- noch durchsetzungsfähig. Politikverdrossenheit und Rückzug ins Private seien die Folge. Daraus schließt er, dass neue, als „Governance“ diskutierte politische Steuerungsformen mit mehr Bürgerbeteiligung erforderlich seien. Er will zeigen, wie es um die „schwachen Interessen“ in der Sozialen Arbeit bestellt sei und dass diese Interessen in den neuen

Governancestrukturen keineswegs automatisch besser zur Geltung kommen würden. Aus seiner Sicht solle die Soziale Arbeit mehr *Selbstorganisation und Selbstvertretung fördern*, wie dies im Rahmen der Gemeinwesenarbeit, des Community Organizing sowie neuerer Ansätze politischer Bildung für sogenannte bildungsferne Schichten bereits praktiziert werde. Außerdem solle Soziale Arbeit für eine schwache Interessen berücksichtigende Gestaltung der Bürgerkommune eintreten sowie einen *Auftrag zur advokatorischen Interessenvertretung* wahrnehmen und sich als Teil des kommunalen „Integrationsregimes“ begreifen.

Mit Ihrem Beitrag über *„Diversitätsbewusste Soziale Arbeit mit benachteiligten Jugendlichen zwischen Emanzipations- und Herrschaftsstrategie“* schließen *Katrin Reimer* und *Olaf Stuve* an die politische Dimension die Entstehung und Bearbeitung von Differenz, Vielfalt und sozialer Ungleichheit an. Nach ihrem intersektionalen Verständnis steht diversitätsbewusste Soziale Arbeit dafür, Differenzen entlang von Geschlecht, sexueller Orientierung, Behinderung etc. anzuerkennen und an sie geknüpfte Ungleichheiten zu überwinden. Dabei gelte es, starke Widerstände zu überwinden. Sie nennen hier vor allem vielfältige Tendenzen zur Re-Traditionalisierung von Geschlechterverhältnissen, hartnäckige Widerstände gegen eine volle rechtliche Gleichstellung von homo- mit heterosexuellen Paaren. Entsprechende Konzepte müssten also emanzipativen Charakter haben. Allerdings vertreten sie auch die These, dass diversitätsbewusste Soziale Arbeit Teil von Strategien des „neoliberalen Projekts“ zur Aufrechterhaltung der bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse sein könne statt diese zu überwinden. Eine emanzipatorisch intendierte Arbeit mit Benachteiligten könne ungewollt zur konformistischen Anpassung an die Herrschaftsverhältnisse geraten. Diesen Ambivalenzen spüren sie entlang der Kategorien von Klasse, Geschlecht und Ethnizität nach. Soziale Arbeit stehe, so *Reimer* und *Stuve* „vor der Herausforderung, Ambivalenzen, die sich aus deren simultanen und ggf. widersprüchlichen (,Opfer‘ und ,Täter‘ zugleich) Positionierungen in sich überschneidenden Ungleichheitsverhältnissen ergeben, auszuloten, dabei die Ebenen der sozialen Interaktion, Institution und Gesellschaft zu berücksichtigen und auch die oftmals vergessenen Klassenverhältnisse einzubeziehen.“

*Gunda Voigts* untersucht in ihrem Beitrag über *„Diversität und soziale Ungleichheit als wichtige Dimensionen auf dem Weg zu einem inklusiven Gestaltungsprinzip in der Kinder- und Jugendarbeit“* Segmentierungsprozesse in Jugendverbänden. Auf Basis von Interviews mit Tätigen in Jugendverbänden auf Bundesebene sowie einer explorativen Fragebogenerhebung stellt sie dar, wie Jugendverbände sich programmatisch und praktisch für Kinder in besonderen Lebenslagen einsetzen. Hier seien noch viele Möglichkeiten und Entwicklungspotenziale ungenutzt. Diversität in den konkreten Angeboten für Kinder und Jugendliche nicht nur zu akzeptieren, sondern diese konkret konzeptionell zu gestalten, werde zu einer neuen strategischen Aufgabe. Al-



lerdings wären die Jugendverbände hierbei mit Inklusionsdilemmata konfrontiert. Einerseits beziehen die einzelnen Jugendverbände ihre Identität aus unterschiedlichen Wertmilieus mit Personen in unterschiedlichen Lebenslagen. Andererseits wollen sie prinzipiell aber für alle da und offen sein. Kinder- und Jugendarbeit müsse anerkennen, dass es ihr nicht gelingen kann, in einer auf Segmentierung angelegten Gesellschaft systemisch in Kauf genommene Ausgrenzung zu korrigieren. Vielfalt sei eine Bereicherung und könne zugleich auch anstrengend sein. Die Frage, ob die Gründung von speziellen Jugendverbänden für junge Menschen mit Migrationshintergrund oder deren Einbeziehung in die traditionellen Jugendverbände das Ziel sein solle, beantwortet *Voigts* mit einem deutlichen „sowohl als auch“.

Im nun folgenden Beitrag über „*Diversity in der Flüchtlings- und Migrationssozialarbeit*“ stellen *Ngan Nguyen-Meyer, Cinur Ghaderi und Dima Zito* ein konkretes Handlungsmodell vor. Auf der Suche nach geeigneten Konzepten für die psychosoziale Arbeit mit traumatisierten Flüchtlingen im Psychosozialen Zentrum für Flüchtlinge in Düsseldorf entwickelten MitarbeiterInnen vor einigen Jahren das *Düsseldorfer Konzept* für die soziale und klinische Arbeit. In diesem Konzept erfolgt die *Umsetzung des Diversity-Prozesses* in der Praxis auf den Ebenen Interaktion, Institution und Gesellschaft in den vier Schritten: 1. Unterschiede zwischen Individuen erkennen (ohne Bewertung); 2. Gemeinsamkeiten zwischen Individuen, die auf den ersten Blick unterschiedlich scheinen, wahrnehmen (ohne Bewertung); 3. die Ziele und Bedürfnisse aller Beteiligten klären und 4. strukturelle Bedingungen so verändern, dass eine Erreichung dieser Ziele möglich wird. Auf analytischer Ebene stellt dies für sie eine Interpretationsfolie dar, mit der sie Potenziale und Ressourcen wie Erfahrungen von Ungleichheit und „Fremdheit“ jenseits von Kulturalisierung und Alterisierung greifbar machen wollen. In einem zweiten Schritt zeigen sie am Beispiel von Hilfeplanverfahren in der Kinder- und Jugendhilfe in München, wie dieses Konzept zur Verbesserung der Beratungsarbeit mit vietnamesischen Familien beitragen könnte. Hierbei ziehen sie einen interessanten Vergleich mit dem Handlungskonzept von *Staub-Bernasconi* und ihren W-Fragen.

Nachdem sich nun die bisherigen Beiträge vor allem mit der Frage nach geeigneten theoretischen Modellen bei der Analyse und Bewertung von Differenz, Vielfalt und sozialer Ungleichheit sowie den Herausforderungen für die Forschung und praktische Umsetzungen befasst haben, wenden sich die den Band abschließenden Beiträge der Frage zu, was denn dies alles für die Kompetenzentwicklung von SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen im Rahmen von Aus und Weiterbildung bedeutet.

*Eva Fleischer* und *Friederike Lorenz* wollen „mit dem *Anti-Bias-Ansatz Macht und Diskriminierung in der Sozialen Arbeit reflektieren*“. Sie zeigen in ihrem Beitrag, wie mithilfe des Anti Bias-Ansatzes mit Vorurteilen, Macht und Diskriminierung in der Sozialen Arbeit *umgegangen werden kann*. Der

Begriff „Bias“ des transnational entwickelten Anti-Bias-Ansatz lässt sich aus dem Englischen mit „Schieflage“ übersetzen. Das „Anti“ soll ausdrücken, dass es sich um einen aktiven Ansatz handelt, der sich konsequent gegen jegliche Diskriminierung wendet. Die AutorInnen geben zunächst einen Einblick in die Ziele, theoretischen Hintergründe und Arbeitsweise dieses Ansatzes. Als zentral benennen sie den Aufbau von Selbstvertrauen und eine positive Identifikation mit den je eigenen Gruppenzugehörigkeiten, eine positive Einstellung gegenüber Unterschieden zwischen Menschen und ein Verständnis dafür, dass alle Menschen, unabhängig von Aussehen oder Verhalten, Wertschätzung und Respekt verdienen, eine Sensibilisierung gegenüber diskriminierenden Bildern, Äußerungen und Handlungen und die Fähigkeit, aktiv für sich und für andere gegen Diskriminierung einzutreten. Vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen mit Seminaren im Aus- und Weiterbildungsbe- reich konfrontieren sie die methodischen Anforderungen nach Freiwilligkeit, bewertungsfreien Räumen, kleinen Gruppen, Seminarleitungen als Zweier- Team, Heterogenität sowohl in der Gruppe als auch in der Seminarleitung und eine auf Vertrauen und Wertschätzung basierende Atmosphäre mit den realen Rahmenbedingungen von Hochschule und Weiterbildungseinrichtungen sowie den Reaktionen der Teilnehmenden auf diese.

Den Band schließt *Herbert Effinger* mit einer kritischen Betrachtung zu „*Ambiguitätsakzeptanz und Ambivalenzkompetenz – Eine Herausforderung für die Lehre in der Sozialen Arbeit*“ ab. Im Mittelpunkt seines Beitrages steht die Frage, ob es denn ausreiche, nur für offene, subtile und ausgrenzende Prozesse von Diskriminierung und sozialer Ungleichheit zu sensibilisieren. Müsste es darüber hinaus in der Theorieentwicklung, in der Forschung und vor allem in der Lehre nicht zu einer größeren Anerkennung und Akzeptanz von Mehrdeutigkeiten in der sozialen Realität kommen? Er bemängelt, dass in vielen Theorien und Praxen eine Tendenz bestünde, vorhandene, aber nicht auflösbare Mehrdeutigkeiten in Form von Paradoxien oder unerklärbaren Widersprüchen auszugrenzen statt darin auch Potenziale für ein besseres Verständnis dieser Phänomene und Ansatzpunkte zu deren Bewältigung zu sehen. In der Aus- und Weiterbildung würden die von den ambigen Phänomenen ausgelösten Ambivalenzen insgesamt zu wenig und meist nur als kognitive Probleme angesehen und bearbeitet. Die emotionale Seite der Bewältigung von Ambivalenz und dadurch ausgelöster Ungewissheit und Unsicherheit würde so allenfalls in die Supervision und Methodenveranstaltungen verwiesen und noch viel zu wenig als Ressource für ambiguitätsakzeptierende und nutzende Handlungstheorien angesehen. Handlungskompetenz in den sozialen Professionen, so *Effinger*, bestünde neben der Bewältigung von objektiven Situationen der Ungewissheit auch in der Bewältigung von Ungewissheit, Zweifeln und den daraus ausgelösten Gefühlen. Dafür müssten sich die (zukünftigen) professionellen Akteure auch mit den theoretischen und emotionalen Grundlagen moderner Entscheidungstheorien befassen.

Insgesamt erwartet die Leser und Leserinnen in diesem Buch ein breites Spektrum unterschiedlichster Zugänge zu immer bedeutender werdenden gesellschaftlichen Phänomenen für Theorie, Forschung, Praxis und Lehre in der Sozialen Arbeit und ihren benachbarten Professionen und Disziplinen, wie der Pädagogik und der Pflege. Dass der Umgang mit den hier aufgeworfenen Fragen und Problemstellungen nicht immer ganz einfach ist und mit einigen Irritationen verbunden sein kann, konnten wir beim Lektorat dieses Buches registrieren. Die meisten Autoren und Autorinnen verwendeten unterschiedliche Formen einer gendersensiblen, inklusiven Schreibweise. Einige hielten das aber nicht für ausreichend und wiesen darauf hin, dass ein bewusster Umgang mit Machtverhältnissen in der Sprache, wie auch in allen anderen Bereichen, sehr wichtig sei. In Texten zu Diversität und Ungleichheitsverhältnissen wäre es ein inhaltlicher Widerspruch, wenn dieses Thema ignoriert und bestehende Verhältnisse unreflektiert sprachlich reproduziert würden. Sie verwiesen auf Diskussionen zum so genannten Gender Gap. Mit dieser Schreibweise wird der Versuch unternommen, auch jene Menschen zu berücksichtigen, die sich in die binäre Logik von „Mann“ und „Frau“ nicht eindeutig einordnen können oder wollen. Diese Form könne zwar auch nicht grundsätzlich etwas an dem Grundproblem konstruierter Geschlechterverhältnisse ändern, könne aber doch als willkommene Irritation herrschender Diskurse gesehen werden.

Wir haben uns mit dieser Argumentation auseinandergesetzt und, obwohl wir uns dieser Intention durchaus anschließen, trotzdem nach reiflicher Überlegung beschlossen, dass wir hier an der bisherigen Form einer gendersensiblen Schreibweise mit dem Binnen-I festhalten. Ausschlaggebend für diese Entscheidung ist unser Eindruck, dass diese Debatte noch lange nicht abgeschlossen und einigen Autoren und Autorinnen auch noch nicht bekannt ist und wir deswegen innerhalb eines Buches und unserer Buchreihe neue Ein- und Ausgrenzungen möglichst vermeiden wollten. Unabhängig von der Einschätzung, ob die mit dieser Schreibweise gesetzten Ziele erreicht werden können, greifen wir diesen Hinweis auf die Mehrdeutigkeit dieses Phänomens gerne auf und laden alle zu einer kritischen Diskussion in dieser Frage ein (vgl. AK Feministische Sprachpraxis, 2011).

So hoffen wir, mit den hier vorliegenden Beiträgen den Diskurs über die hier aufgeworfenen Fragen, Antworten und Widersprüche ein bereichern zu können und wünschen den LeserInnen eine erhellende und vergnügliche Lektüre.

## Literatur

- AK Feministische Sprachpraxis (Hrsg.) (2011): *Feminismus schreiben lernen*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Aschenbrenner-Wellmann, B. (2009): *Diversity Kompetenz*. In : *Migration und Soziale Arbeit* 3/4, S. 212-228.
- Auernheimer, G. (2009): *Interkulturelle Kompetenz in der Sozialen Arbeit*. In: *Migration und Soziale Arbeit* 3/4, S. 196-202.
- Bauman, Z. (2012): *Liquid modernity revisited*. Aus der englischen Originalfassung zum Vorwort der 2. Auflage von „Modernità liquida“. Bari: Ufficio diritti Laterza Editori.
- Cooper, D. (2004): *Challenging Diversity. Rethinking Equality and the Value of Difference*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Crenshaw, K. (1994): *Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color*. In: Fineman, M./Mykitiuk, R. (Hrsg.): *The Public Nature of Private Violence*. New York: Routledge, S. 93-118.
- Demirovic, A. (2006): *Ungleichheit-Gleichheit-Differenz. Nachdenken über alte und neue Fragen*. <http://www.linksnet.de/artikel.php?id=2591>.
- Castro Varela, M. do Mar. 2010. *Un-Sinn. Postkoloniale Theorie und Diversity*. In: Kessl, F./Plöber, M. (Hrsg.): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 249-262.
- Fraser, N. (2003): *Soziale Gerechtigkeit im Zeitalter der Identitätspolitik*. In: Fraser, N./Honneth, A. *Umverteilung oder Anerkennung. Eine politisch-philosophische Kontroverse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 13-128.
- Foucault, M. (1992): *Was ist Kritik?* Berlin: Merve.
- Gaitanides, St. (2008): *Interkulturelle Öffnung Sozialer Dienste*. In: *Neue Praxis, Sonderheft 8*, S. 222-243.
- Häußermann, H./Kronauer, M./Siebel, W. (Hrsg.) (2004): *An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Hall, St. (1994): *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*. Hamburg: Argument.
- Haraway, D. (1989): *A Manifesto for Cyborgs*. In: Weed, E.: *Coming to terms. Feminism, Theory, Politics*. New York/London: Routledge, S. 173-204.
- Heite, C. (2010): *Anerkennung von Differenz in der Sozialen Arbeit. Zur professionellen Konstruktion des Anderen*. In: Kessl, F./Plöber, M. (Hrsg.): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 187-200.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.) (2011): *Deutsche Zustände 10*. Berlin: Edition Suhrkamp.
- Holm, A. (2011): *Wohnung als Ware – Zur Ökonomie und Politik der Wohnraumversorgung*. In: *Widersprüche* 121, S. 9-20.
- Klinger, C. (2003): *Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht*. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hrsg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 14-48.
- Krell, G./Riedmüller, B./Sieben, B./Vinz, D. (Hrsg.) (2007): *Diversity Studies: Grundlagen und disziplinäre Ansätze*. Frankfurt a. M./New York: Campus.